

"Das ist die Frage nach dem positiven Entwurf kritischen Denkens...": Prof.Dr. Siegfried Grubitzsch im Gespräch mit Dr. Adam Zurek und Dr. Ralph Sichler am 19. Dezember 1997 in Oldenburg

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

(1998). "Das ist die Frage nach dem positiven Entwurf kritischen Denkens...": Prof.Dr. Siegfried Grubitzsch im Gespräch mit Dr. Adam Zurek und Dr. Ralph Sichler am 19. Dezember 1997 in Oldenburg. *Journal für Psychologie*, 6(1), 73-85. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28936>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

»Das ist die Frage nach dem positiven Entwurf kritischen Denkens...«

Prof. Dr. Siegfried Grubitzsch im Gespräch
mit Dr. Adam Zurek und Dr. Ralph Sichler am 19. Dezember 1997 in Oldenburg

ZUM STUDENTISCHEN STREIK

ZUREK: Ralph Sichler und ich möchten Dich gerne zu Deinem Weg in die und durch die Psychologie befragen, vor allem zu Deinem kritischen Ansatz, aber auch zu neuen Ideen und Aufgaben. Momentan wird ja in Deutschland an den meisten Universitäten gestreikt, und da bietet es sich aus unserer Sicht an, Dich zunächst einmal zu fragen, wie Du diesen Streik und die Studenten mit ihrer Kritik und ihren Forderungen erlebst?

GRUBITZSCH: Als in Gießen der Streik begann, war ich nicht sonderlich überrascht, weil die Kürzungsmaßnahmen und der Entwurf zum neuen Hessischen Hochschulgesetz in meinen Augen Anlaß genug für die Studierenden sein mußte, auf die Straße zu gehen und sich zu Wort zu melden. Ein bundesweiter Streik zeichnete sich da für mich noch nicht ab. Er hat sich aber dann doch sehr rasch ausgebreitet. Meine Position zu diesem Streik ist klar: Ich halte ihn unbedingt für berechtigt, aber – und das klingt merkwürdig – ich solidarisiere mich nicht mit ihm. Aus einem einfachen Grund: Landauf und landab solidarisieren sich die Bundes- und Landespolitiker aller Parteien damit und schieben sich damit die Verantwortung für die Unterfinanzierung der Hochschulen gegenseitig zu. Ich möchte ihnen nicht zugeordnet werden mit meinen Beifallskundgebungen, zumal wenn ich zugleich von der Genehmigung der 23 Milliarden für einen überholten Euro-Fighter höre. Meine Bewertung des Streiks und der Forderungen der Studierenden ist mit Sicherheit eine andere, als die von Herrn Kohl oder Rüttgers. Eine ganze Reihe von Forderungen halte ich für mehr als berechtigt, etwa wenn ich an



das elternunabhängige BaföG denke. Die Forderung nach mehr studentischer Mitbestimmung halte ich ebenfalls für berechtigt, auch wenn man sie sehr gründlich diskutieren muß. Die Forderung nach besserer finanzieller Ausstattung der Hochschulen sehe ich hingegen sehr kritisch. Da verhalten sich die Studierenden weltfremd, weil staatlicherseits einfach keine Bereitschaft da ist, den Hochschulen mehr Geld zu geben. Und solange uns keine Möglichkeit gegeben ist, in den staatlichen Umverteilungsprozeß einzugreifen, geraten wir der Öffentlichkeit gegenüber unter moralischen Druck. Denn Geld muß für die Arbeitslosen ebenso da sein wie für die Schulen, die Krankenhäuser oder die Gerichte nebst Polizei. Eine Mark kann nur einmal ausgegeben werden. Von daher stellt sich die Frage, und da haben die Studierenden natürlich auch keine Antwort parat: Wie können wir überhaupt noch wirtschaften und Bildungspolitik betreiben, wenn finanzielle Ressourcen bundesweit derart knapp werden?

Auch mit der Forderung nach mehr Mitbestimmung habe ich insoweit ein Problem, als das hochschulpolitische Engagement der Studierenden in den letzten Jahren nicht sonderlich ausgeprägt war. Und zwar auch dort, wo die Studierenden breite Möglichkeiten zur Mitgestaltung hatten. Die Bereitschaft, in die Gremien hineinzugehen, war sehr gering. Während meiner letzten sechs Jahre administrativer und hochschulpolitischer Tätigkeit als Dekan und Vizepräsident habe ich Studierenden regelrecht hinterhertelefoniert mit der Bitte, zu kommen, weil wichtige Entscheidungen anstehen. Die Begründung der Studierenden lautet, in einem Gremium, in dem die Professoren die Mehrheit haben, zu sitzen, ist schwierig. Man kann seine Position sowieso nicht durchbringen. Daraus leitet sich dann die Forderung nach mehr Mitbestimmung, mehr Demokratie an den Hochschulen ab, aber darüber müßte man gesondert noch mal reden.

Alles in allem ist mir hier in Oldenburg aufgefallen, daß die Forderungen teilweise sehr wenig differenziert und reflektiert waren. Dann machte ich eine ganz besondere Beobachtung. Mir ist aufgefallen, daß die Wortführer der Studierenden teilweise älter waren und daß die ersten Schlagzeilen und Forderungen solche waren, die schon vor 15 und 20 Jahren hier in der Hochschule aufgetaucht sind. Da habe ich mich gefragt, was passiert da eigentlich? Die älteren Semester machen sich zu Wortführern von Studierenden, die einen völlig anderen biographischen Hintergrund haben. Ein zweiter Punkt, der mir auffiel, ist, daß die jüngeren Wortführer teilweise sehr wenig Überblick über die hochschulpolitische Landschaft haben. Das wenige Wissen, populistisch vorgetragen, bringt ihnen viel Beifall bei den streikenden Studierenden, aber es ist eben vor allem Halbwissen, was da transportiert wird. Und das macht mir Sorgen, weil ich nämlich merke, daß wir, auch die Älteren, die als 68er und jedenfalls als kritischere und politischere Menschen hier an der

Hochschule seit langem arbeiten, es offenbar versäumt haben, das entsprechende hochschulpolitische Rüstzeug zu vermitteln. Also: Wie ist eine Hochschule strukturiert? Was kann an einer Hochschule überhaupt Mitbestimmung heißen? Ist an einer Hochschule Streik möglich, oder gibt es eigentlich nur einen Veranstaltungsboykott und keinen Streik, wie er bei Arbeitern möglich ist? Und so weiter. Wie kann es sein, daß fortgeschrittene Studierende die einfachsten Dinge überhaupt nicht wissen, etwa, was ein Fachbereichsrat ist, was ein Dekan ist, daß man ein Lehrangebot verabschiedet etc.? Früher habe ich zu Beginn meiner Veranstaltungen immer über aktuelle hochschulpolitische Fragen und Aktivitäten informiert. Da wurde dann auch diskutiert. Doch weil die Resonanz immer geringer wurde, ist das dann eingeschlafen. Nun erleben wir, daß das Interesse offenbar doch da ist.

ZUREK: Was mich über Deine Analyse hinaus noch interessieren würde, wäre so die emotionale Seite. Von Deiner Lebensgeschichte her müßtest Du das doch sehr ambivalent erleben, oder?

GRUBITZSCH: Ich muß sagen, daß ich den Streik eher äußerlich erlebe. Das hat auch seinen Grund darin, daß ich zur Zeit ein sogenanntes Forschungssemester habe. Zur ersten Psychologie-Vollversammlung bin ich dann aber umgehend gegangen und habe von da an meine Beobachtungen gemacht. Etwa, als jemand erzählte, er sei das erste Mal in einer Sitzung der Fachkommission Psychologie gewesen, und da hätten die Lehrenden zu ihm gesagt, er solle bestimmte Papiere lesen, doch dazu hätte er gar keine Zeit. Insoweit wäre der Streik dazu da, Zeit für hochschulpolitische Aktivitäten zu haben. Da merke ich schon, daß diese Studierenden einen ganz anderen Hintergrund für ihren Streik haben. Sie mischen sich anders ein, als wir es taten. In meinen Augen ist es ein Potpourri an Ver-

haltensweisen, das die Studierenden an den Tag legen. Es fehlt die stringente Analyse zum Beispiel dessen, was heutzutage eine Universität ausmacht, wo ihre gesellschaftlichen Aufgaben liegen, etc. Übrigens mache ich den Vorwurf auch den Hochschullehrer(inn)en unserer Generation. Es fehlt eine »Idee der Universität«.

ZUREK: Inwieweit erlebst Du Dich in einer Vaterrolle gegenüber den Studierenden, so nach dem Motto, das hatten wir früher ...

GRUBITZSCH: Nein, in so einer Vaterrolle finde ich mich nicht wieder. Weder lehne ich den Streik ab noch lasse ich mich von ihm schlucken. Wir sollten keine Vortänzer sein oder uns aus Nostalgie zu solchen machen. Es ist ein Streik einer anderen Generation und mit neuen Zielsetzungen, die ich punktuell unterstütze, wenn ich darum gebeten werde. Ich weiß aber, daß jüngere Generationen in der Tat sich auch mit den Älteren auseinandersetzen müssen in der Begründung ihrer Handlungen und Zielsetzungen. Und das bedeutet Konflikte und rechtfertigt das Bild der Vaterrolle. Das ist vielleicht auch das Problem für die jüngere Generation, daß sie teilweise diejenigen, die sie gerne als Gegner hätten, derzeit nicht bekommen. Jeder und alle solidarisieren sich mit ihnen. Da fängt alles an zu schwimmen. Insofern müssen sie auch ihre eigene Rolle in diesem Generationskonflikt erst einmal verstehen lernen. Kürzlich auf einer großen Podiumsdiskussion fiel mir sehr wohl auf, wie intensiv nach »Feinden« in der Hochschule gesucht wird und also manche Äußerungen von mir abweisender als sonst gewertet wurden, zugleich aber auch Unsicherheiten bestanden, ist er jetzt nun wirklich ein Gegner von uns oder nicht. Natürlich gibt es auch Verhaltensambivalenzen auf unserer Seite. Wir müssen lernen, mit einem Protest umzugehen, der auch an uns gerichtet ist. Eine Rollenfindung, das sehe ich durchaus auch selbstkritisch, hat aus meiner Sicht heraus bei den sogenannten 68ern in

diesem Streik nicht stattgefunden. Und ich sehe eine ganze Reihe von Fehlern, die wir in der Hochschulpolitik gemacht haben. Alleine wenn ich daran denke, daß wir uns nicht um Nachwuchsstellen gekümmert haben. Die wenigen Stellen, die da waren, sind irgendwann gestrichen worden, weil sie als befristete relativ rasch vereinnahmt werden konnten. Über Fragen der Frauenpolitik will ich gar nicht erst reden. Kurzum, der Protest, der uns heute an Hochschulen, wie Oldenburg oder Bremen begegnet, ist im Grunde genommen auch gegen uns als ihre Gründer(innen) gerichtet. Aber die Gründer sind als Mütter- oder Vätergeneration eigentlich gar nicht greifbar. Sie öffnen sich dem Protest und verweisen auf die derzeit schwierige gesamtpolitische Konstellation in der Bundesrepublik. Mit diesem Hin- und Herschieben des »Schwarzen Peters« wird für die Studis unklar, wo eigentlich die Gegner und wo die Befürworter sitzen. Ich glaube, daß wir uns als Diskussionspartner und, wo nötig, als Gegner der jungen Generation zu stellen haben. Wir haben aber unsere Rolle als die Elterngeneration noch nicht deutlich konturiert eingenommen. Deshalb müssen wir auch unsere eigenen Fehler offen diskutieren und uns der Kritik stellen.

AUF PROFILSUCHE

ZUREK: Dann kommen wir jetzt vielleicht zu Deinem eigenen Lebensweg. Wie bist Du zur Psychologie gekommen?

GRUBITZSCH: 1940 geboren, bin ich zunächst einmal in der DDR groß geworden bis zu meinem 20. Lebensjahr. Nach meinem Abitur dort war ich Maurerlehrling und bin dann in die Bundesrepublik umgesiedelt. Hier habe ich das Abitur noch einmal nachgemacht, da das aus der DDR zu der Zeit noch nicht anerkannt wurde. Ein Deutschlehrer, der sehr stark psychoanalytisch orientierte Literaturinterpretationen gab und ein Mitschüler, an Psychologie ebenso interessiert, gaben den Ausschlag, über das, was Psy-

chologie ist, nachzudenken und einiges über Psychoanalyse auch zu lesen. Mein erster Studienwunsch war allerdings Architektur, deshalb auch die Maurerlehre. Doch studiert habe ich dann in Mainz Psychologie, dazu Philosophie, Anthropologie und Betriebswirtschaft, weil ich später in die Werbung gehen wollte. Nach dem Vordiplom in Mainz bin ich mit Theo Herrmann nach Braunschweig gegangen. Er war damals in Mainz Oberassistent bei Albert Weltek und begann sich aus der Ganzheitspsychologie freizuschwimmen in Richtung naturwissenschaftlich-experimentelle Psychologie mit ihren empirischen Methoden.

Theo Herrmann hat also einen Ruf nach Braunschweig bekommen. Ich bin mitgegangen und habe bis 1967 dort weiter studiert. Bis dahin hatte ich die ersten Aktivitäten der Studentenbewegung nur am Rande miterlebt. Erinnern kann ich mich an KPD-Veranstaltungen in Mainz und Braunschweig, aber das waren kleinere Gruppen, das war noch keine Bewegung. Und es war für mich schwer nachzuvollziehen, der ich gerade aus der DDR weggegangen war. 1967, nach dem Abschluß des Studiums und einer kurzen Phase der Arbeitslosigkeit, bekam ich dann ein Angebot hier aus Oldenburg. Ich hatte mich hier beworben, mein ursprüngliches Berufsziel, nämlich die Werbebranche, aber noch nicht aufgegeben. Das war damals so eine Phase, wo viele in die Werbung wollten. Ich sagte mir, jetzt promovierst du erst einmal und gehst danach mit besseren Chancen in die Werbung. In Oldenburg mußte ich als junger Assistent ein eigenes Profil finden. Die Studierenden in der Lehramtsausbildung hatten neue und anders gerichtete Fragen und Interessen, als sie von den älteren Hochschullehrern vertreten wurden, und hofften auf Akzeptanz und Förderung. Zunächst hatte ich durch meine empirisch-experimentelle Orientierung aus Braunschweig viele Anregungen mitgebracht und konnte mich so von den zwei hiesigen Professoren Dietrich (Individualpsychologe) und Mahlow

(Ganzheitspsychologe mit entwicklungspsychologischem Schwerpunkt) absetzen. Zu gleich traf meine Suchbewegung nun auf die ersten hochschulpolitischen Auseinandersetzungen, die hier in Oldenburg etwas verzögert auftauchten. In meinen Seminaren saßen Studierende, die anfangen, meine Inhalte zu kritisieren. Sie fragten nach der Relevanz meiner Seminarthemen und nach deren Stellenwert, Schule und Gesellschaft im Interesse der Benachteiligten zu verändern.

ZUREK: Du bist also als junger Assistent der Psychologie nach Oldenburg gekommen und anstatt, daß Dich die Studenten anerkennen, fangen sie an, Dich zu kritisieren.

GRUBITZSCH: Das fand ich höchst anregend. Sie sagten zu mir: Was soll denn dieser Quatsch? Was erzählst Du denn hier über Statistik oder über empirische Untersuchungen? Überlege doch mal, was da wissenschaftlich getan wird! Mit welchen Methoden werden welche Fragestellungen beantwortet? Und schau Dir doch einmal die Beliebigkeit dieser Fragestellungen an! Und die geringe Anwendbarkeit, wenn irgendwelche Spezialfragen untersucht werden! Dann kam die Debatte um den Elfenbeinturm und um die Relevanz der Psychologie. Da sind wir im Grunde genommen auch schon bei den ersten Schriften von Klaus Holzkamp oder Klaus-Jürgen Bruder zur K/kritischen Psychologie und dem Versuch, sich mit der mainstream-Psychologie sehr bewußt und gezielt auseinanderzusetzen und zu fragen: Welche Relevanz hat sie? Ist sie in der Lage, gesellschaftliche Veränderungen einzuleiten und zu tragen in den Bereichen, die wir als zentral definierten? Wie können wir beispielsweise Schülern im Unterricht Lernprozesse ermöglichen, die die Betroffenen in die Lage versetzten, ihre Benachteiligungen einzusehen und eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen anzustreben? Ich habe dann sehr bald mit kritischen Studierenden begonnen, nicht nur fachwissenschaftlich kritisch zu arbeiten,

sondern zugleich auch in die Hochschule hinein. Wir haben z.B. eine Untersuchung über Sinn und Zweck von Prüfungen gemacht. Wir haben gemeinsame Aktionen durchgeführt, und wir haben einen kritischen Diskussionskreis zur Psychologie gegründet. Das Schlüsselerlebnis aber war, daß ich bemerkte, daß mein Wissenschaftsbegriff und die methodologischen Positionen, mit denen ich aus der Hochschule gekommen bin, den Fragen nicht mehr standhielt. Meine Lektüre von Horkheimer und Adorno brachte mich immer mehr zur Einsicht, daß das, was ich für mich zunächst meinte, gefunden zu haben, nicht mehr greift, und dann habe ich aufs neue begonnen, nachzudenken.

ZUREK: Wie ging es dann weiter?

GRUBITZSCH: In Braunschweig habe ich bei Frau Müller-Luckmann, die ja vor allem forensisch arbeitet, promoviert. Das Thema der Dissertation entstammte der pädagogischen Psychologie – speziell der empirischen Unterrichtsforschung. Theo Herrmann hatte Braunschweig schon wieder in Richtung Marburg verlassen. Für den Doktor »rer. nat.« mußte ich zwei Nebenfächer belegen und studierte Pädagogik bei Klauer und Zoologie bei Immelmann, einem hervorragenden Verhaltensforscher und Lorenz-Schüler. Diese Brüche zwischen Braunschweig und Oldenburg waren für mich sehr interessant. Auf der einen Seite wurde ich gedanklich und auch in meiner Karrierebiographie von mainstream-Kollegen geprägt, und auf der anderen Seite gab es die kritische Diskussion hier in Oldenburg. Es war wichtig und interessant, aber auch nicht einfach unter einen Hut zu bekommen.

DIE ANFÄNGE DER KRITISCHEN PSYCHOLOGIE

ZUREK: Du bist zusammen mit Günter Rexilius zu einem der Köpfe der kritischen Psychologie mit kleinem 'k' und im Gegensatz zu der Holzkamp'schen Kritischen Psychologie mit großem 'K' geworden. Und da gibt

es ja zwei oder auch drei Stichworte: nämlich die Initiative »Psychologiekritik«, aus der dann die Zeitschrift »Psychologie und Gesellschaftskritik« hervorgegangen ist. Eine Zeitschrift, die Du ja sehr lange herausgegeben und auch inhaltlich stark geprägt hast, und dann das Handbuch der kritischen Psychologen, das »Handbuch psychologischer Grundbegriffe«.

GRUBITZSCH: Die Zeitschrift ist von mir auf den Weg gebracht worden. Ich erinnere mich noch an ein Gespräch mit Günter Rexilius. Er wohnte ja in Bremen nicht weit weg von mir. Als wir uns wieder einmal trafen, habe ich ihm von der Idee dieser Zeitschrift erzählt. Ich hatte auch schon ein Konzept und ihn gefragt, ob er mitmachen wollte. Wir räkelteten uns in meinem Wintergarten und schmiedeten weittragende Pläne. Das ist eigentlich der Beginn der P&G gewesen. Neben dem inhaltlichen Konzept mußten wir uns natürlich auch überlegen, auf welchem Wege man so eine Zeitschrift überhaupt unter die Leute bringen kann. Das war eine hochspannende Zeit, weil mir selber klar wurde, und ich denke, Günter in gleicher Weise auch, daß wir versuchten, uns zu Sprachrohren für eine ganz bestimmte psychologiekritische Position zu machen. Das erste Heft, das auch ein umfangreiches Editorial zur Psychologie- und zur Gesellschaftskritik enthält, war kämpferisch gestaltet, ohne den gängigen politischen Pamphleten zu ähneln. Es sollte ausdrücklich unsere politisch autonome Position erkennbar machen. Wir wollten etwas andere Wege gehen und dies auch deutlich machen für die Adressaten. Hier meldet sich weder die KPD, noch die SEW, noch sonst wer.

ZUREK: Euer Ansatz war doch auch gegen Holzkamp gerichtet, vor allem nach dem Marburger Kongreß der Holzkampianer ...

GRUBITZSCH: Nein, das ist das Interessante, der Marburger Kongreß ist ja erst später ge-

wesen. Das erste Heft ist im Frühjahr 1977 herausgekommen, und der Marburger Kongreß ist meines Wissens im Mai 1977 gewesen. Im zweiten Heft haben wir einen ersten Eindruck vom Marburger Kongreß veröffentlicht, der begann mit den Worten: »Es ist zu berichten von einem ganz merkwürdigen Zwitter zwischen einem wissenschaftlichen Kongreß und einem Parteitag« Ich hatte Werbeplakate für die P&G ausgehängt. Jedenfalls erinnere ich mich, wie unsere Plakate heruntergerissen worden sind und wie unser Verkaufsstand belagert worden ist. Es wurde versucht, uns in irgendeiner Weise aus diesem wahnsinnig gut besuchten Kongreß, da waren ja 4000 Leute oder noch mehr, hinaus zu expedieren. Wir sollten keine (gegnerischen) Zeitschriften verkaufen. Natürlich war die Kritische Psychologie mit großem 'K' schon gegründet. Sie suchte sich in Marburg ähnlich einem Parteitag zu präsentieren und machte aus ihrer Nähe zur DKP keinen Hehl – kurzum eine Selbstdarstellung der MSB-Wissenschaft und der DKP-nahen Wissenschaftsvertreter, was wir sehr schnell zu spüren bekamen. Wir wollten uns von dieser Art selbsternannter Kritischer Wissenschaft fernhalten. Unsere Position war, auch wenn wir das zu diesem Zeitpunkt so deutlich nicht formuliert hatten, eben keine selbstdefinierte Kritische Psychologie zu begründen, sondern mit kleinem 'k' zu wirken, was meinte, wir wollen nicht der mainstream-Psychologie eine mit gleichem Endgültigkeitsanspruch vertretene neue Kritische Psychologie gegenüberstellen, sondern Psychologiekritik betreiben.

ZUREK: Genau dies kommt in einem Großteil Eurer ersten, teilweise begeisterten Leserbriefe sehr deutlich zum Ausdruck.

GRUBITZSCH: Wir waren ein fester Bestandteil auf der Frankfurter Buchmesse. Und wir waren »gefürchtet« auf Kongressen, weil sich immer ein Spektrum an kritischen Kolleginnen und Kollegen an unserem Stand

versammelt und überlegt hat, machen wir eine Gegenveranstaltung, wo gehen wir hin, wo üben wir Kritik, was soll laufen etc. Wieviel Lebenszeit ich in diese Zeitschrift investiert habe! Ich habe hier nebenan die ganzen Hefte und Manuskripte stehen, unser Archiv sozusagen. Die ersten Hefte haben wir alle mit eigener Hand getippt. Ich bin in die Druckerei gefahren, ich habe die Sachen abgeholt, wir haben das selber verpackt. In der Familie bestanden die Sonntage dann teilweise darin, die Abos zu verschicken, also Umschläge zu adressieren, zu frankieren und die Hefte einzutüten, also das kann sich wirklich kaum jemand vorstellen. Es war eine engagierte Zeit, die Spaß gemacht hat, weil man gesehen hat, wir bekommen Resonanz und zwar aus unterschiedlichen Richtungen. Einerseits, wie Adam gerade sagte, die Resonanz unter den Gleichgesinnten, die fühlten sich angesprochen und unterstützten uns bei allen Kontroversen, die wir hatten, und andererseits, daß wir eben schon merkten, daß die Inhalte der Zeitschrift auch in liberalen mainstream-Bereichen der Psychologie zur Kenntnis genommen werden. Das war eine hochspannende Sache.

Wenn ich vielleicht vorgreifen darf, weil man sich ja auch fragt, was hat man erreicht, wieviel hat man erreicht, hat man das Gewollte erreicht, etc.: Aus heutiger Sicht würde ich sagen, daß sich innerhalb der Psychologie in den letzten 20 bis 30 Jahren sehr viel getan hat. Vor allem ist ein Weg gegangen worden, der weg von den individuumszentrierten, teilweise auch biologischen Ansätzen hin zu interaktionistischen Ansätzen geführt hat. Das heißt: Wenn ich Verhalten erklären will, muß ich Verhältnisse erklären. Da taucht dann die Frage nach Gesellschaftskritik auf. Um auf die Frage zurückzukommen: Ich denke, wir kritischen Psychologen haben sicher mit dazu beigetragen, daß die Psychologie diesen Weg gegangen ist. Die Frage, warum wir kritische Psychologie mit kleinem 'k' gemacht haben, darüber sollten wir schon

noch ein Wort verlieren. Wir haben gesagt, Wissenschaft ist ein Ausdruck oder ein Reflex auf bestimmte gesellschaftliche Fragestellungen. Insofern können die Wissenschaften im Grunde genommen immer nur die Fragen aufgreifen, die in einer Gesellschaft entstehen. Wenn wir nun diese Gesellschaft als kapitalistische und herrschaftsorientierte kritisiert haben und das auch in vielen Punkten belegen konnten, dann kann die Fragestellung, wenn man das konsequent weiterdenkt, nicht schon in sich auf Befreiung und Veränderung hinwirken. Vielmehr müssen zunächst einmal die alten, bestehenden Verhältnisse in ihrem kritischen Gehalt erkannt werden. Für die Psychologie bedeutet das aber: Wir können nicht aus dem, was wir kritisieren, nämlich aus einer »herrschaftsorientierten Gesellschaft«, eine herrschaftsfreie Psychologie entstehen lassen. Eine Gesellschaft betreibt die Wissenschaft, die ihr entspringt in den Institutionen, die sie sich dafür geschaffen hat. Weshalb eine Kritische Psychologie mit großem »K« nicht eo ipso fortschrittlich ist. Entweder reproduziert sie in der Fragestellung und deren Bearbeitung Konflikte und wird aus den Wissenschaften ausgegrenzt oder sie bringt Lösungen, die sie nicht umsetzen kann, weil ihr die gesellschaftliche Macht fehlt, weshalb sie wenigstens dort Macht zeigt, wo ihr Lehrgebäude infrage gestellt wird durch andere kritische Positionen. Die P&G und ihr wissenschaftliches Umfeld strebte diesen Alleinanspruch nicht an. Und insofern konnten wir eigentlich nur Dinge aufgreifen und thematisieren, von denen wir meinten, daß wir weiße Flecken benennen, also Themenbereiche, die gesellschaftlich offensichtlich waren, aber von der mainstream-Psychologie gar nicht aufgegriffen wurden. Eine typische Frage war damals im Rahmen der Sozialisationsforschung die Sozialisation von Kindern aus unterschiedlichen sozialen Schichten. Auch unsere Faschismus-Hefte haben solche weißen Flecken benannt. Mit ihnen haben wir ja absolutes »Neuland« betreten.

DIE »GRUNDBEGRIFFE DER PSYCHOLOGIE«

ZUREK: In den »Grundbegriffen« sehe ich noch mehr. Da sehe ich den Versuch, kritische Psychologie zumindest ansatzweise auch systematisch zu begründen. In den einzelnen Artikeln wird zumeist der Stand der Forschung kritisch dargestellt, und in einem weiteren Schritt werden dann Alternativen zumindest angedacht. Warum ist das nicht mehr geschehen? Die Kritik wurde ja immer besser, etwa die historisch begründete Kritik, doch mit der Konzeption eigener Ansätze tat sich die kritische Psychologie schwer.

GRUBITZSCH: Ja, das ist vielleicht auch der Schwachpunkt der kritischen Psychologie mit kleinem »k« gewesen. Wir haben eben aus besagten Gründen nicht versucht, ein geschlossenes kritisches Gebäude zu konstruieren. Aber was ist aus der Kritischen Psychologie mit großem »K« geworden? Da sind umfassende, auch hervorragende Publikationen in den Jahren entstanden, aber es gibt ja kaum mehr jemanden, der diese Positionen in der Öffentlichkeit vertritt. Auch Klaus Holzkamp hatte sich ja in den letzten Jahren vor seinem Tod stark gewandelt. Von seinem Buch »Sinnliche Erkenntnis« bis hin zur »Grundlegung der Psychologie« merkt man noch den Zug zum großen Entwurf. Sein Buch »Lernen«, das ich als eines seiner besten ansehe, hat nicht mehr diesen Fanalcharakter. Es ist ein kritisches Buch zur Lernpsychologie der mainstream-Psychologie und stellt ihr eine subjektwissenschaftliche Konzeption des Lernens gegenüber.

Unsere »Grundbegriffe«, um darauf zurückzukommen, waren ein Versuch gewesen, die akademische Psychologie möglichst breit kritisch aufzuarbeiten. Zwischen den einzelnen Beiträgen herrscht natürlich ein großer Niveauunterschied. Aber wir haben, das sieht man ja auch an der Resonanz, die das Buch hatte, riesigen Erfolg damit gehabt, weil wir Studentengenerationen mit diesen kritischen Gehalten »bewaffnet«

und sie damit in die Lage versetzt haben, sich mit Theorie und Praxis der Psychologie kritisch auseinanderzusetzen.

Es ist vielleicht ganz interessant, daß wir das andere grundlegende Buch zur Psychologiekritik, das schlichtweg nur den Titel »Psychologie« hat, im Rowohlt-Verlag nicht mit einem derartigen Erfolg unter die Leute gebracht haben wie die »Grundbegriffe«. Das ist für mich, der ich dieses Projekt damals sehr stark auch mitbetrieben habe, nach wie vor eine Frage, woran das liegt. Ich nehme aber an, daß es nicht zur Prüfungsliteratur der Allgemeinen Psychologie werden konnte, während die »Grundbegriffe« gar nicht in Prüfungsliteraturkategorien wahrgenommen wurden. Da ging es vor allem um das Nachblättern, was ist Sozialisation und was versteht man darunter, für ein Referat oder so. Das aber war kein Prüfungsstoff in dem Sinne, sondern da hat man sich ausgerüstet mit kritischen Anregungen und Gedanken. Es konnte jeder und jede in dem Bereich, der ihn oder sie interessiert hat, zum Zwecke der Profilbildung, der eigenen Rollenfindung, der eigenen Identitätsfindung, die »Grundbegriffe« benutzen.

SICHLER: Ich kann das nur bestätigen. Als ich mich in meinen ersten Semestern in Erlangen mit Grundbegriffen der Psychologie auseinandergesetzt habe, waren die »Grundbegriffe« für mich tatsächlich ein Buch, wo ich immer nachgeschlagen habe. Ich mußte gleich im ersten Semester ein Referat über Definitionen, insbesondere operationale Definitionen, halten. Da fand ich etwas zu Definitionen drin und auch zur normativen Kraft, die in Definitionen steckt. Das Buch hat mir geholfen, immer so ein bißchen weiter als die gängigen Lehrbücher zu denken.

ZUREK: Und es war auch das billigste Lehrbuch mit über 1000 Seiten, die anderen Wörterbücher der Psychologie kosten ja 100 Mark und mehr!

PSYCHOLOGISCHE DIAGNOSTIK

SICHLER: Ich möchte gerne noch einen anderen Bestseller ansprechen. Ich kenne jetzt nicht die genauen Zahlen, aber ich kann mir vorstellen, daß sich »Testtheorie - Testpraxis« ähnlich gut verkauft hat wie die »Grundbegriffe«.

GRUBITZSCH: Ich weiß es selber nicht genau, aber 50.000 sind da mindestens verkauft worden.

SICHLER: Das war auch ein Buch, das meine Studentengeneration sehr stark mitgeprägt hat. Zur ganzen Frage der Diagnostik ist ja immer eine intensive Auseinandersetzung in der Psychologie gelaufen. Da würde mich zum einen interessieren, wie die damalige Position vielleicht auch aus den Grundbegriffen heraus entstanden ist. Zum anderen interessiert mich Ihre heutige Position, zumal Sie ja in Oldenburg eine Vorlesung zur »Einführung in die psychologische Diagnostik« halten.

GRUBITZSCH: Die Diagnostik ist in meinen Augen nach wie vor das klassische Anwendungsgebiet der Psychologie. Das wird nach meinem Dafürhalten viel zuwenig bedacht. Ich bekomme immer wieder Rückmeldungen, daß Studierende die Universität verlassen, in die Praxis kommen und dann Diagnostik machen müssen, sei es zur Indikationsstellung, sei es therapiebegleitend, sei es in ganz anderen Anwendungszusammenhängen. Sie werden dann mit Fragen und Problemen konfrontiert, auf die sie in der Ausbildung häufig nicht ausreichend vorbereitet wurden. Doch zu Ihrer Frage: Die Erstpublikation von »Testtheorie - Testpraxis« war 1978, das ist eine ganze Zeit vor den »Grundbegriffen« gewesen. Das wiederum hing damit zusammen, daß ich 1975 hier in Oldenburg auf eine Professur »Psychologie mit dem Schwerpunkt psychologische Diagnostik« berufen wurde. In der älteren Prüfungsordnung, die wir bis Anfang der 90er Jahre hatten, ehe dann die

Bundesrahmenordnung geändert worden ist, war ja Diagnostik noch ein eigenes Fach. Jetzt ist sie gekoppelt mit Intervention, also heißt es jetzt auch bei uns »Psychodiagnostik und Intervention«. So lautet auch die Prüfung. Damals habe ich immer nur die Diagnostik als eigenständigen Bereich betreut. Durch die rahmenrechtliche Veränderung, die ich nicht für falsch halte, ist aber die Diagnostik etwas entwertet worden. Zumindest besteht die Gefahr, daß sie in den Augen der Kolleginnen und Kollegen an Bedeutung verliert. Kurzum, das Buch zur Testtheorie und Testpraxis ist damals entstanden, um ein Stück weit meine eigene Position bezogen auf das Lehrgebiet, das ich hier in Oldenburg inne habe, erkennbar und begründet im psychologiekritischen Denken einzuordnen. Es war nicht leicht, psychologiekritische Kollegen bei der Ausarbeitung dieses Buches zu finden, zumal auch die kritische Psychologie sich dem Gebiet der Psychodiagnostik nur zögerlich näherte. Gleichzeitig waren Testtheorie und Testpraxis die klassischen professionellen Bereiche der mainstream-Psychologie, in dem kritisches Denken unbedingt erforderlich war.

Diese Perspektive nehme ich auch heute noch in meiner Vorlesung ein. Ich habe auch heute noch den Anspruch, Psychologiestudierende in dieses zentrale Feld der Psychologie nicht nur punktuell in meßtheoretische Orientierungen und testpsychologische Fragen einzuführen. Vielmehr geht es mir auch darum, daß sie sozialgeschichtliche Zusammenhänge zur Entstehung der Psychodiagnostik und deren Zwecksetzung verstehen und auch darüber reflektieren lernen, was sie in ihrem eigenen psychodiagnostischen Handeln später tun. Es geht um Fragen der Wahrnehmung und Beurteilung menschlicher Leistungen oder auch Fehlleistungen, wenn man so will. Dies kann man nur vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Rahmenbedingungen betrachten. Und insoweit ist es mir dann im gleichen Maße wichtig, sowohl die Theorien von Lombroso zur Kri-

minalanthropologie anzusprechen wie die Psychodiagnostik im Faschismus, soweit sie dort zur Anwendung gekommen ist, oder eben auch heute zu fragen, welche anderen außer nur quantifizierenden Methoden mir zur Verfügung stehen, um menschliches Verhalten erkennen, verstehen, erklären und prognostizieren zu können.

PSYCHOLOGIE- UND GESELLSCHAFTSKRITIK HEUTE

ZUREK: Du bist nun schon im Aktuellen. Unsere Gesellschaft hat sich seit den 80er Jahren sehr verändert. Wie schätzt Du das ein? Und wie haben sich die kritische Psychologie und die Zeitschrift »P&G« verändert? Was habt Ihr beibehalten, von was habt Ihr Euch getrennt?

GRUBITZSCH: Wir hatten in der P&G immer die Position, daß sie als ein Sprachrohr und Forum für Basisbewegungen innerhalb der Psychologie zu verstehen ist. Damals, als wir mit der Zeitschrift begonnen hatten, war dies die gesellschaftskritische Basisbewegung vor allem auf dem Boden der marxistischen Theorie gewesen. Im Laufe der Zeit, und es hat immer wieder Phasen der Auseinandersetzung in der Redaktion dazu gegeben, ist uns klar geworden, daß wir entweder an Leserschaft verlieren, wenn es um die Frage der kritischen Rezeption der P&G geht, oder aber keine Artikel mehr zugeschickt bekommen, die die Position, die wir ursprünglich als Gründungsposition innehatten, verfolgen. Und dann tauchte die Frage auf, ob wir das Damoklesschwert sozusagen über jeden einzelnen Artikel schwingen und uns zu Hütern bestimmten Denkens machen wollen? Welchen Denkens und wodurch legitimiert? Ganz nach dem Motto: Wird die gesellschaftskritische Ausgangsposition der P&G von 1977 – übrigens schon damals nicht als verbindliche gehandelt - in einem bestimmten Artikel so fortgeführt, oder weicht sie davon ab? Wenn sie davon abweicht, wann kann man einen Artikel noch veröffentlichen und wann nicht? Mit dieser Frage sind wir stän-

dig konfrontiert gewesen und es hat dann Kollegen gegeben, die das ganze Unternehmen nicht mehr »politisch« genug gefunden haben. Andere, zu denen auch ich gehörte, stellten dem gegenüber, daß wir nicht mit dem Zeigefinger und mit Machtpositionen handeln können, sondern zur Kenntnis nehmen müssen, daß es eine Änderung in der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung gibt. Dies zeigt sich auch im Denken der neuen Generationen, im fachwissenschaftlichen Denken wie auch im fachwissenschaftlichen kritischen Denken. Das bedeutet, daß das, was Kritik innerhalb der Psychologie sein kann, wesentlich von dort her an uns herangetragen wird und wir nicht als die ältere Generation ein für allemal definieren können, was Kritik, was Gesellschaftskritik und was Psychologiekritik ist und was nicht. So gesehen haben wir uns diesen Entwicklungen ausdrücklich geöffnet, sie aufgegriffen und zum Tragen kommen lassen, was dann auch dazu geführt hat, daß inhaltliche Positionen erkennbar wurden, die, wenn man etwa an den Konstruktivismus als eine Richtung denkt, nicht mehr mit den ursprünglichen ökonomiekritischen und gesellschaftskritischen Positionen im engeren Sinne zu tun haben. Daß es sehr wohl Verbindungsmöglichkeiten gibt, ist dann durch den einen oder anderen Artikel punktuell aufgezeigt worden. Ich selber habe ja auch mal versucht, die Chaostheorie aufzugreifen und deutlich zu machen, wieviel Gemeinsamkeiten sie mit psychologiekritischen Positionen hat. Das nur als Beispiel dafür, daß neuere Ansätze nicht allein deshalb, weil sie nicht mehr das marxistische Vokabular und die entsprechende Kategorienbildung heranziehen, weniger relevant sind.

So kam es, daß uns in immer größerer Zahl ganz andere Artikel als bislang zugesandt wurden. Da tauchte feministische Theorie auf, da tauchte konstruktivistische Theorie auf, da tauchten Fragen zum Thema der Männlichkeit auf, da tauchten Fragen auf, die viel stärker auch an alltagspsychologi-

schen Themen orientiert waren, gleich, ob es nun um Fragen der Drogenabhängigkeit oder um Fragen der sexuellen Gewaltanwendung u. ä. m. ging. Das sind Themen gewesen, die auch von uns als ältere Herausgeber der P&G nicht durchgängig mit gleicher Substanz und gleicher Kompetenz vorgetragen werden konnten, sondern wo uns Entwicklungen eingeholt haben, die wir selber nicht mehr durchlaufen und vollzogen haben. Deshalb sind sie natürlich nicht weniger richtig oder weniger politisch. Gerade die Diskussion des Geschlechterverhältnisses ist eine der politischsten Fragen der letzten Jahre überhaupt. Glücklicherweise haben wir unsere Redaktion so zusammengesetzt gehabt, daß wir dazu sehr wohl substantiell etwas beitragen konnten. Unsere Hefte zu Frauen und Psychologie sind ja ausgesprochen breit rezipiert worden. Aber es gab eben auch andere Themen, wo wir diese Kompetenz bei uns Älteren der »Erstredaktion« nicht mehr gesehen haben und wo wir uns gesagt haben, wenn die Zeitschrift als dieses Forum oder Sprachrohr erhalten bleiben soll, müssen wir uns ändern. Dies ist vor ein paar Jahren geschehen, indem wir die Redaktion stark verjüngt haben. Da ist ein gewisser Bruch, aber auch eine starke Kontinuität drin. Denn die Zeitschrift dokumentiert ja mittlerweile über 20 Jahre hinweg Brüche, Kontinuitäten, Ambivalenzen, Zeitgeschichte, Sozialgeschichte der politischen Bewegung.

ZUREK: Wo siehst Du heute Möglichkeiten und Ansatzpunkte der Psychologiekritik und Gesellschaftskritik? Und an welchen Themen arbeitest Du momentan?

GRUBITZSCH: Zunächst einmal würde ich sagen, daß die Gedanken, die aus dem Bereich der kritischen Psychologie mit kleinem »k«, zum Teil aber auch mit großem »K« gekommen sind, in der mainstream-Psychologie, in der Sozialpsychologie und verschiedenen anderen Bereichen, wie etwa in der Testpsychologie, aufgegriffen worden sind

und begonnen worden ist, ein neues methodisches bzw. methodologisches Denken einzuleiten. Da haben auch die Sozialwissenschaften allgemein einiges bewirkt, da müssen wir uns jetzt nicht übermäßig in den Vordergrund schieben, aber ich denke, wir haben da auch ein Stück weit den Boden mit bereitet. Das zweite ist, und das sieht man in den jüngsten Jahren sehr deutlich, daß die ehemalige Relevanzdiskussion dazu geführt hat, daß mittlerweile ganz andere Themen auch viel alltagsorientierter in der Psychologie bearbeitet werden, beispielsweise, wenn Kollegen sich mit Liebe und Eifersucht in ganz regulären psychologischen Seminaren beschäftigen oder wenn darüber nachgedacht wird, wie das Verhältnis von Männern und Frauen ist oder wenn Erziehungspraktiken oder die Lebensgeschichte von Studierenden behandelt wird; dann sind das Themen, die sehr praxisorientiert ausgewählt worden sind und einen bestimmten Anspruch im Hinblick auf den Nutzen oder auf die Relevanz haben. Oder wenn ich mir die Themen der Diplomarbeiten meiner Examenskandidaten anschau. Die behandeln das Körperbild bei Männern, den Alkoholismus bei alleinstehenden Frauen, Fragen unterschiedlicher Drogen und deren Wirkung, Fragen der Kindertherapie. Da ist viel mehr an praxisorientierter fachwissenschaftlicher Arbeit als je zuvor. Das, denke ich, haben wir auch mit angeregt.

Gleichzeitig habe ich eine ganz absurde Wahrnehmung. Ich glaube, daß die sogenannte kritische Psychologie an manchen Stellen durch die mainstream-Psychologie gleichsam überholt worden ist; also daß jüngere Kollegen aus der mainstream-Psychologie, wenn vielleicht auch aus dem etwas liberaleren Bereich, uns mit Fragerichtungen und Positionen konfrontieren, die eigentlich von uns selbst hätten stammen können. Ich denke etwa an so etwas wie die Psychologie der personalen Konstrukte. Das ist ein Thema, das durchaus aus der

Linken heraus hätte (fort)entwickelt werden können. Gleichzeitig sind die Brüche und Entwicklungen der letzten Jahre in Wissenschaft und Politik von der ehemals kritischen Psychologenschaft kaum zur Kenntnis genommen worden. Aber um diese Brüche gruppieren sich Themen, die ursprünglich von Linken formuliert worden waren. Sie sind mittlerweile durch die mainstream-Psychologen übernommen worden. Das ist eine spannende Geschichte.

Ich denke an einen institutsintern veröffentlichten Beitrag eines Kollegen, der mir vor kurzem zugeschickt wurde und der den Titel trägt: »Zur Befreiung des psychologischen Denkens von biologischem Reduktionismus.« Das ist ein Thema, das wir kritische Psychologen schon vor zwanzig Jahren vorangetrieben haben. Ich habe zwar hier in Oldenburg den Umschlag der jetzigen mainstream-Position in eine neuropsychologische Position ausdrücklich begrüßt und mit vorangebracht. Nicht, weil das meine Position ist, sondern weil ich sage, wir können uns solchen Entwicklungen nicht verschließen. Auch den Studierenden gegenüber sind wir da im gewissen Sinne verpflichtet. Das ist ein Bereich, in dem der Arbeitsmarkt noch offen ist. Gleichzeitig muß aber eine gesellschafts- und psychologiekritische Auseinandersetzung mit dieser neuen Entwicklung stattfinden. Und hier frage ich mich und meine kritischen Kollegen: Wo bleiben wir eigentlich? Wir müßten ein Heft zu den Tendenzen der Biologisierung in der Psychologie machen.

Das Ganze nimmt zum Teil absurde Züge an. Gestern war ich in Essen und habe einen Vortrag von Prof. Günter Spur aus dem Fraunhofer-Institut in Berlin gehört über die Technologie als Kulturwissenschaft, also »Technikkultur« gewissermaßen. Die Maschine ist Ausdruck einer Kultur. Das war zwar in meinen Augen etwas verkürzt dargestellt, doch als ich das hörte, dachte ich mir, jetzt sind die Maschinenwissenschaftler soweit, in kulturwissenschaftlichen Kategorien zu denken, und in der Psychologie

wird das Denken in biologisch-ingenieurwissenschaftlichen Kategorien gefaßt.

SICHLER: Welche Möglichkeiten der Kritik gibt es denn heute? Stellt die »Neue Linke« eine Alternative dar?

GRUBITZSCH: Wo soll die denn sein, die neue Linke?

SICHLER: Ja, das wäre jetzt eben meine Frage! Die kritischen Psychologen können nichts mehr zu den gesellschaftlichen Entwicklungen sagen, weil sich das Vokabular oder der Jargon verändert hat. Doch welche Möglichkeiten der Kritik an gesellschaftlichen Entwicklungen gibt es noch, vor allem aus psychologischer Perspektive?

GRUBITZSCH: Das ist die Frage nach dem positiven Entwurf kritischen Denkens in die heutige Zeit oder in die nächste Zeit hinein. Ich würde sagen, wir brauchen gar keine so grundlegende Veränderung in unserem Denken, um kritisches Potential zu erhalten und zu verlängern. Ich meine, daß sich die gesellschaftlichen Strukturen in den letzten 20 Jahren so wesentlich nicht geändert haben, daß wir sagen müßten, da gibt es nichts mehr Kritisches anzumerken. Im Gegenteil, die Schere zwischen arm und reich ist viel dramatischer auseinandergegangen, als wir das je erwartet haben, und es gibt in gleicher Weise Herrschaftsansprüche in bezug auf das akademische Wissen und auf die »richtigen« oder »falschen« Inhalte. Und das Thema von Autonomie und Kontrolle hat längst nicht aufgehört, uns zu beschäftigen. Um das an dem Beispiel der Neuropsychologie nochmals zu verdeutlichen: Da ist einerseits eine Weiter- und Höherentwicklung, wo wir in der Tat etwas über das Verhalten von Nervenzellen oder die Leitfähigkeit von Nervenbahnen und über die Begriffsbildung und mehr erfahren. Zugleich müssen wir uns fragen, um welche Begriffe handelt es sich, mit welchen Reizen werden Nervenbahnen erregt, etc.

Diese Frage hat immer mitzuschwingen. Ich muß immer fragen, woher kommt das Wissen, warum wird es gebildet, warum werden die einen Fragen aufgegriffen und die anderen nicht. Und hier ergibt sich aus meiner Sicht eine weitere Lücke: Es gibt für die Psychologie der letzten Jahre oder überhaupt für die gesamte Nachkriegszeit keine wirklich dezidierten Analysen aller Programme und Initiativen zur Wissenschaftsförderung. Welche Themen wurden über Drittmittel in den letzten Jahrzehnten beforscht? Wie wird dabei welches psychologische Wissen aufgegriffen, wie wird es unterbunden, auch indirekt unterbunden, es wird ja nicht verboten. Welches Wissen setzt sich sozial- und wissenschaftsgeschichtlich betrachtet überhaupt durch? Denn um kritisches Wissen im Rahmen der bestehenden Möglichkeiten überhaupt formulieren zu können, muß ich die Bedingungen der Wissenschaftsorganisation berücksichtigen und reflektieren.

AUTONOMIE DER HOCHSCHULEN

SICHLER: Sie haben sich in den letzten Jahren verstärkt der Hochschuladministration zugewandt und Verantwortung als Dekan und Vizepräsident übernommen? Wie ist es dazu gekommen? Und wie sehen Sie sich in dieser Rolle?

GRUBITZSCH: In gewisser Weise ist das ja der Marsch durch die Institutionen, auch wenn sich dieser nun deutlich anders gestaltet, als wir dies vor zwanzig Jahren gerne gehabt hätten. Damals gab es noch viele Gestaltungsmöglichkeiten und auch die finanziellen Mittel. Wir haben das damals mit unserem Protest, mit unserer Kritik eingeklagt. Heute sind viele unter den damaligen Kritikern in verantwortlichen Positionen der Hochschulen und müssen Mangelwirtschaft betreiben. Wir müssen das wenige Geld verteilen und dies auch gegenüber der Öffentlichkeit und den Studierenden verantworten und legitimieren. Das ist keine leichte Aufgabe. Dennoch bleibt natürlich der

gestalterische Auftrag erhalten. Und das war vielleicht die Motivation für mich, in die Hochschuladministration zu gehen, auch wenn dann wissenschaftliche Arbeit kaum mehr möglich ist. Ein entscheidender Punkt ist für mich die Autonomie der Hochschulen. Damit meine ich nicht nur das Finanzielle, also den Globalhaushalt und ähnliches, sondern Autonomie in dem Sinne, daß die Universität als Ort, in dem Innovation im besten Sinne des Wortes möglich sein soll, zu erhalten ist. Es geht um solche menschlichen Bedürfnisse und Eigenschaften wie freies Denken, Kreativität, Forschung, einfach neugierig sein. Die Konzeption der Hochschulen als Denkfabriken, das ist ja vor allem eine ökonomische Kategorie, halte ich für einen Irrweg. Natürlich haben die Universitäten auch einen gesellschaftlichen Auftrag, einen Bildungsauftrag beispielsweise, oder auch die Aufgabe, dieses freie Denken mit den gesellschaftlichen Fragen und Problemstellungen zu vermitteln. Doch das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Universität darf nicht diktiert sein, die Hochschulen müssen sich frei dazu verhalten können, das meint in meinen Augen Autonomie.

Auf der anderen Seite wird natürlich die Universität auch an ihren Leistungen gemessen. Hier werden wir auch lernen müssen, finanzökonomischer zu denken, vor allem dann, wenn die Hochschulen ihre Mittel wie ein Wirtschaftsbetrieb selbst verwalten werden. Da sehe ich eine Herausforderung für die Hochschulpolitik, auch in der Bestimmung von Leistungsindikatoren. Dazu müssen wir auch neue Organisationsstrukturen schaffen, die den hohen Anforderungen einer Universität gerecht werden. Auch die Arbeit in den Gremien muß ernster ge-

nommen werden. Denn hier wird an der Neugestaltung gearbeitet, hier realisiert sich die Autonomie. Vielen Kollegen ist das, glaube ich, noch nicht recht bewußt. Und da müssen wir schon über die Fortexistenz der Gruppenuniversität oder das management by objectives nachdenken. Ich sage es frei heraus: Mir sind drei vorbereitete Studierende in einem Gremium lieber als ein unvorbereiteter oder gelangweilter Professor und vice versa.

Ein weiterer Punkt ist die Qualität von Lehre und Forschung. Hier verändert sich derzeit einiges. Ich konzentriere mich mal auf die Forschung. Die Forschung an den Universitäten läuft in immer stärkerem Maße über Drittmittel. Sie wird in gewisser Weise privatisiert, und auf diese Weise entzieht sie sich auch der öffentlichen Kontrolle. Wer viele Drittmittel anwirbt, genießt einen guten Ruf, doch die Menge der Gelder sagt überhaupt nichts über die Qualität der Forschung aus. Auch hier brauchen wir Kriterien, die nicht allein aus ökonomischen Kategorien abgeleitet werden können. Diese und andere Fragen haben uns zu beschäftigen und fordern heraus – jedenfalls mich. Unsere Spielräume sind eng, aber nicht zu eng, um noch eigene Ideen entwickeln und in die Hochschulrealität umsetzen zu können.

Uns stehen spannende Zeiten bevor: der Generationenwechsel in den Hochschulen. Und wenn wir diesen mit dem uns zur Verfügung stehenden Wissen und unseren Erfahrungen auf den Weg bringen, dann war unsere Arbeit nicht umsonst. Aber wir sollten uns schnellstens besinnen und eine Antwort auf die Frage finden, was die Universität der nächsten Jahrzehnte auszeichnen soll.